

I. Sorge – Bildung – Erziehung: Begriffe und Voraussetzungen

Diskussion: »Die Aktualität von Sorge in Gesellschaft und Pädagogik«

Im Folgenden wird eine Tagungsdiskussion dokumentiert,¹ die zum Ziel hatte, einerseits gesellschaftstheoretisch und geschlechterphilosophisch die aktuelle Situation des Sorgeverhältnisses in den Blick zu nehmen und andererseits diese Zusammenhänge bildungsphilosophisch wie erziehungsphilosophisch zu beleuchten. Ausgehend von Friederike Kusters gesellschaftstheoretischer und geschlechterphilosophischer Perspektive wurde beansprucht, über die gesellschaftliche Struktur von Sorge hinausgehend Sorge auch theoretisch nachzugehen und einen utopischen Blick auf andere Sorgeverhältnisse zu eröffnen.

Mit Anna Parks bildungsphilosophischer Betrachtung wurde weiterführend nach der Bedeutung von Sorge für die Erziehungswissenschaft und einer Kritik ihrer pädagogischen Gestalt gefragt.

Jeannette Windheuser (JW, Moderation): Friederike, dein Blick auf Sorge kommt aus der (Geschlechter-)Philosophie. Kannst du bitte einführen, inwiefern Sorge ein Gegenstand der Philosophie ist/sein kann? Welche philosophischen Perspektiven nehmen Sorge in den Blick?

Friederike Kuster (FK): Zunächst mal: Sorge ist kein prominentes Thema in der Philosophie. Aber freilich lassen sich schon einzelne Thematisierungen von Sorge finden. Die sind allerdings sehr heterogen und nicht so leicht unter einen Hut zu bringen. Genannt werden muss natürlich Heideggers Sorgebegriff, die Sorge als Existenzial des Menschen. Das bezeichnet allerdings das zeitlich strukturierte Existieren des ›Daseins‹, das sich in zeitlichen Dimensionen auslegt und vor allem von der Zukunft her im Modus der Sorge auf sich selbst zurückkommt. Zu erwähnen wäre auch, dass mit Foucault der ethische Begriff der Selbstsorge antiker Provenienz wieder Konjunktur bekommen hat. In beiden Fällen ist aber weder von Arbeit oder vom Körper noch von interpersonaler Beziehung, geschweige denn vom Geschlechter- oder Generationenverhältnis die Rede. Gegenüber diesem fundamental-ontologischen oder ethischen Sorgebegriff war in der philosophischen Tradition die Sorge eher etwas versteckt, nämlich im Rahmen der politischen Philosophie bzw.

I Bei dem vorliegenden Text handelt es sich um eine durch die Diskutantinnen Friederike Kuster und Anna Park überarbeitete und erweiterte Fassung. Die Diskussion wurde moderiert durch Jeannette Windheuser.

der Rechtsphilosophie im Bezirk der *oikonomia*, also des Hauses, als einer Ökonomie, die immer schon zwei Dimensionen umfasste: das Erwerben und das Erhalten; man könnte sagen: neben dem Erwerb eben auch Schutz, Umsicht, Reparatur und Pflege. So lässt sich in vielen alten Naturrechtslehren lesen: Der Mann erwirbt, die Frau erhält. Diese Doppelung ist dann unter dem Begriff der verschiedenen Produktionsweisen in den feministisch-marxistischen Theorien zur Hausfrauisierung und den Debatten zu Lohn für Hausarbeit in den 1970er Jahren wieder zentral aufgetaucht. In der akademischen Philosophie – also nicht nur im Kontext eines marxistisch orientierten Feminismus – gab es dann in den 1980/90er Jahren eine Debatte um die Fürsorge, um die sogenannte Fürsorge-Moral und die Frage nach einer weiblichen Moral, ausgelöst von der *Gilligan*²-Kontroverse.

Die Philosophie als Disziplin tat sich insgesamt recht schwer mit der Kategorie Geschlecht und die These, dass es so etwas wie geschlechtsspezifische Moralen geben soll, war ehemals ein Skandalon. Care-Ethik oder Fürsorgemoral bezeichnet eine moralische Haltung, die moralische Fragen kontextsensibel, also hinsichtlich des bestehenden Beziehungs-, Interaktions- und Verantwortungsgefüges beurteilt und nicht entlang abstrakter Rechte und Pflichten entscheidet.

Und wie sieht es aktuell aus? Sorge bzw. Fürsorge als ein philosophisch-akademisches Thema bleibt gewissermaßen auch an den Frauen hängen. Will sagen, wenn aktuell in der Philosophie über Sorge reflektiert wird, dann im Ausgang von feministischer Philosophie in Hinblick auf Arbeitsformen und Kapitalismusanalyse und unter intersektionaler Perspektive.

JW: Anna, der Begriff der Sorge taucht immer mal wieder in der Bildungs- und Erziehungsphilosophie auf, aber erhält aktuell eine besondere Aufmerksamkeit. Zum Beispiel diskutiert die Deutsche Gesellschaft für Erziehungswissenschaft, den Sorgebegriff als Grundbegriff in das neue Kerncurriculum aufzunehmen.³ Woher kommt dieses neu erwachte Interesse? Und würdest du der Forderung zustimmen? Warum?

Anna Park (AP): Das Interesse an ›Sorge‹ und den damit verbundenen Reflexions- und Praxisfeldern beschränkt sich ja nicht auf die

- 2 Eine Auswahl an weiterführender Literatur findet sich am Ende des Beitrags, die entsprechenden Autor:innen sind in der Diskussion hervorgehoben.
- 3 Nach der Diskussion wurde Sorge als möglicher Grundbegriff in das Kerncurriculum der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE) im März 2024 aufgenommen, s. https://www.dgfe.de/fileadmin/Ordner-Redakteure/Stellungnahmen/2024.03_Kerncurriculum_Erziehungswissenschaft_2024_end.pdf (Zugriff: 13.09.2024).

Erziehungswissenschaft. Es scheint ein geeignetes Stichwort zu sein, um gesellschaftliche Verhältnisse, aber auch Selbst- und Weltverhältnisse und unser Naturverhältnis kritisch zu besprechen. Diese Verhältnisse scheinen zu beunruhigen und werden als krisenhaft wahrgenommen. Mit *Hannah Arendt* könnte man sagen, eine aus den Fugen geratene Welt bereitet Sorge. Das Interesse an Sorge scheint mir daher ein Ausdruck eines allgemeinen Unbehagens an unserer ›Welt‹ zu sein. Der Sorge scheint eine zweifache Funktion zuzukommen. Sorge selbst wird zum Objekt, das die heterogenen Aspekte der Unruhe in ihrem Begriff zusammenhalten soll. Zugleich wird auf Sorge sowohl empathisch als auch hoffnungsvoll bezuggenommen im Sinne eines bisher unbeachteten, aber möglicherweise erlösenden Dispositivs: Eine Episteme der Sorge verspricht Trost und einen möglichen Ausweg im Sinne eines ›anderen Wissens‹ aus der beunruhigenden Lagebeschreibung. Aus der Perspektive der pädagogischen Anthropologie kann Sorge als ein erziehungswissenschaftlicher Grundbegriff betrachtet werden. Damit ist oder wäre die Aufgabe einer intensiven und ernsthaften Arbeit am Begriff verbunden, denn wie Friederike bereits sagte, Konzepte und Begriffe von Sorge sind nur lose bearbeitet, sind sehr heterogen und systematisch kaum geklärt.

JW: Friederike, ist eine solche Diskussion um Sorge als einem potentiellen Grundbegriff in der Philosophie denkbar oder gibt es sie gar?

FK: Wie schon gesagt: Die Thematisierung und die gleichzeitige Problematisierung von Sorge – wenn wir jetzt nicht ausschließlich Selbstsorge meinen – stammt originär aus der feministischen Theorie. Positionen der feministischen Philosophie sind mittlerweile mit einzelnen Kolleginnen immerhin repräsentiert, aber das bewirkt noch kein grundlegendes *agenda setting* in der Disziplin als ganzer. Auch beschäftigen sich nicht alle feministischen Philosophinnen zwangsläufig mit Sorge. So kümmern sich die Kolleginnen aus der analytischen Philosophie z. B. verstärkt um das Thema *epistemic injustice* bzw. *bias in science*.

JW: Und was könnte die Philosophie aus der feministischen Theorie lernen?

FK: Immerhin hat die Philosophie als Disziplin sich jüngst massiv aus dem dogmatischen Schlummer ihres standpunktenthobenen Selbstverständnisses wach rütteln lassen angesichts der Vorwürfe eines rassistischen *bias* bei den Klassikern. Der ist auch nicht zu leugnen; der misogyne *bias* lag allerdings schon immer viel offener zu Tage; nun wird immerhin beides näher betrachtet und das ist sicher eine lehrreiche Beschäftigung der Disziplin mit sich selbst.

Aber was könnte sie darüber hinaus lernen? Dass auf der Ebene der Theorie Hierarchisierungen und Priorisierungen existieren, die das widerspiegeln, was auch in der Realität stattfindet. So thematisiert z. B. die politische Philosophie liberaler Lesart immer wieder die Konzepte der vernünftigen, selbstbestimmten Gleichfreiheit der Individuen, des minimal beschränkten Eigeninteresses, die Paradigmen von Rechten, Gerechtigkeit und Autonomie – sie thematisiert also das Bürger-Sein, nicht aber das Bürger-Werden, das untrennbar dazu gehört und sich nach ganz anderen Parametern ausbuchstabiert: nämlich Abhängigkeit, Asymmetrie, Bezogenheit, Bedürftigkeit, Angewiesenheit. In der klassisch marxistischen Diskussion ist das Sprachspiel zwar ein anderes, aber die Abblendung des nicht mehrwertproduzierenden Sektors der Reproduktion aus der Betrachtung ist analog.

Kurz gesagt: Auch in der Theorie werden bestimmte Themenbereiche und Fragestellungen als ernst und wichtig angesehen und privilegiert behandelt, andere hingegen bleiben tendenziell unberücksichtigt oder sie werden den Kolleginnen, sofern sie einen feministischen Ansatz haben, überlassen. Die akademische Philosophie sollte allerdings feministische Perspektivierungen nicht nur gnädig als Parallelveranstaltung zulassen, sondern deren Fragestellungen tatsächlich auch in den *mainstream* integrieren.

JW: Anna, deine Arbeiten bewegen sich im Bereich der Bildungsphilosophie – was kann die Erziehungswissenschaft hinsichtlich der Sorge aus der Philosophie lernen?

AP: Ich würde, in Ergänzung zu Friederike, die Frage für die Erziehungswissenschaft so konkretisieren: Es geht um die Bereitschaft, tiefengelassene disziplinäre Selbstverständnisse und scheinbar unhintergehbare normative Setzungen kritisch zu reflektieren. Die Tendenz zu Dichotomien (bspw. Autonomie versus Abhängigkeit) oder zu Normativität (bspw. Symmetrie ist gut, Asymmetrie ist schlecht) ist ausgeprägt und begrenzt die nötige Dynamik pädagogischer Theoriebildung. Hier könnte die Erziehungswissenschaft von der Dialektik als einer genuin philosophischen Praxis und Methode lernen! Es liessen sich Fragestellungen erkennen und bearbeiten, beispielsweise wie Autonomie und Angewiesenheit nicht als entgegengestellt gedacht, sondern zusammengehörend betrachtet werden können.

JW: Friederike, ein Schwerpunkt deiner Auseinandersetzung mit dem Geschlechterverhältnis liegt im Verhältnis von Staat und Familie wie auch in dem von Privatheit und Öffentlichkeit. Warum reicht es womöglich nicht, Sorgearbeit anders zu verteilen? Wohin sollten wir hinsichtlich dieser konkreten Konstellationen schauen? Was kann philosophisches Denken dazu beitragen, um hier zu

tiefgreifenderen Erkenntnissen zu gelangen und womöglich auch andere Entwürfe zu entwickeln?

FK: An der Sorgethematik zeigt sich genau das, was *Silvia Federici* die »unvollendete feministische Revolution« nennt. Mit dem *adult-worker-model* sind Frauen endgültig nicht nur politisch, sondern auch ökonomisch Bürgerinnen geworden. Das hat sich aber vor dem mentalen Hintergrund des alten Geschlechtervertrags vollzogen. Der ist gut beschrieben in dem Dictum »every citizen needs a wife« (*Mary Dietz*). Der moderne liberale Bürger war nämlich ein heimlicher Doppelpack, das Doppel wurde beschwiegen und verleugnet, es war aber komplett unverzichtbar. Jetzt sind die ehemaligen Liebes- und Leibesdienste der Frau im Haus zu Dienstleistungen geworden und was der Markt nicht leistet, bleibt doch wieder im Haus an den Frauen hängen. Diese Verhältnisse sind allseits bekannt.

Aus einer sehr weiten historischen Perspektive stellt es sich so dar, wie es Hannah Arendt ausdrückt: Die Moderne emanzipiert nach und nach alle Hausinsassen (vgl. hierzu *Friederike Kuster*). Der antike Mußbürger der Sklavenhaltergesellschaft musste das Sklavisch-Knechtische selbst schultern und wurde zum arbeitenden Bürger. Inzwischen haben auch die Frauen endgültig das Haus verlassen und jetzt muss jeder Bürger/jede Bürgerin zum arbeitenden und sorgenden Bürger/Bürgerin werden. Es ist aber noch nicht wirklich in das allgemeine Bewusstsein eingedrungen, dass die Ökonomie eben, wie schon gesagt, aus erwerben und erhalten gleichermaßen besteht und neben der Arbeitswelt gleichberechtigt auch die Sorgewelt besteht und nicht zuletzt beide ihre Eigenlogik haben. Die aktuelle Verwahrlosung der Sorge liegt im Problem der Subsumtion der Sorgetätigkeiten unter die kapitalistischen Verwertungsregeln, die aber dem Eigencharakter der Sorge entgegenlaufen. Die Sorgearbeit von der einseitigen Geschlechtsanbindung zu entkoppeln, ist das eine und das ist wichtig, fast wichtiger aber noch ist, der Sorge den ihr gebührenden Raum und d.h. eigentlich die gebührende Zeit und damit auch ihre Würde einzuräumen.

JW: In der öffentlichen, aber teils auch in der feministisch-politischen wie auch in der erziehungswissenschaftlichen Debatte um Sorge – meist als Sorgearbeit verstanden – wird zwar das Geschlechterverhältnis problematisiert, jedoch scheint es mir, als würde das Thema der Mutterschaft umschifft. Teilt ihr meinen Eindruck? Welche Gründe könnte es dafür geben?

FK: Stimmt: Kaum jemand denkt über Mutterschaft nach oder schreibt darüber. Es wäre lohnend, mal dem *horror matris* der Zweiten Frauenbewegung oder eher der feministischen Theoretikerinnen

nachzuspüren. Vielleicht ist es ein besonders deutsches Problem und vielleicht war da auch ein *split* zwischen Bewegung und Theorie.

Es gibt natürlich *Luce Irigaray*, die die Wichtigkeit einer Symbolisierung der weiblichen Genealogie betont und die *Mailänderinnen* haben das auf ihre Weise aufgegriffen.

Aber Mutterschaft oder sagen wir tatsächlich Mütterlichkeit als eine geschlechtsunabhängige soziale Kategorie, die ein Ensemble von sehr spezifischen Praxen und Wissensformen umfasst, so wie es z. B. *Sara Ruddick* verstanden wissen möchte, darüber lohnt es sich neu nachzudenken.

Dass Frauen Mutterschaft als biographische Falle wahrnehmen mussten oder müssen, daran sind nicht die Frauen schuld, sondern Gesetzeslagen und Arbeitsmarktpolitiken. Auch dass Frauen sich gegen essentialisierende Zuschreibungen von Mütterlichkeit wehren, ist nachvollziehbar, wenn die Anforderungen der Berufswelt die gegenteiligen Kompetenzen und Profile von ihnen fordern. Durch diese Prozesse aber ist Mütterlichkeit als ein Konzept paradoxerweise zum Stiefkind geworden. Wobei sich z. B. bei Ruddick nochmal sehr genau lesen lässt, inwiefern Mütterlichkeit nicht nur Mühe und Plackerei ist, sondern eine spezifische Haltung zur Welt bezeichnet, die konträr zu Prozessen der Kontrolle, Instrumentalisierung und Quantifizierung steht.

AP: Ich sehe das auch so. Und gegenwärtig scheint die Analyse von Mutterschaft und Befragung von Mütterlichkeit angesichts der enorm politisierten und normativ-moralisierten Geschlechter- und Identitätsdiskurse noch schwieriger geworden zu sein. Ich biete seit 2020 Masterseminare zur Thematik »Mütterlichkeit« an und die Resonanz ist groß, die Sitzungen sehr intensiv. Es scheint mir ein regelrechtes Bedürfnis einer Diskussion von damit verbundenen Fragestellungen zu bestehen. Zugleich ist es immer eine enorme Herausforderung, eine geeignete Sprache zu finden. Dies verweist auf ein Phänomen, das *Tove Soiland* mit »die mütterliche Gabe hat keine symbolische Repräsentation« umschreibt. Oft ist es ein regelrechtes Tasten und Suchen nach Worten und ein gemeinsames Aushalten von Momenten der Ratlosigkeit. Ein weiterer Grund könnte sein, dass »Mütterlichkeit« für viele Themenbereiche und Fragen zu stehen scheint bzw. mit ihnen verknüpft oder verwandt ist. Diese sind in der akademischen Diskursordnung kaum sichtbar oder werden sogar tabuisiert: die Fragilität des Lebens und die damit verbundene Trostbedürftigkeit des Menschen. Wohl nicht zufällig bezeichnet *Sara Ruddick* mütterliches Denken auch als eine Haltung, die sie angesichts der Unkontrollierbarkeit und Zerbrechlichkeit des menschlichen Lebens »metaphysisches Halten« nennt. Doch solche

Dimensionen und Sichtweisen sind mit dem (neo-)liberalen Selbstverwirklichungsversprechen offenbar nicht so gut zu vereinen.

JW: Insbesondere in Erziehung und Bildung im öffentlichen Bereich werden heute sorgende Verhältnisse unter Bedingungen von Lohnarbeit realisiert. Ausgehend von feministischen Kämpfen für die Entlohnung weiblicher Tätigkeiten kann das als Errungenschaft verstanden werden. Zugleich nimmt das der Sorge den Charakter der Gabe, die nicht in einem Geldäquivalent aufgehen kann. Welche Folge kann diese Ambivalenz für das Generationen- und Geschlechterverhältnis mit sich bringen?

FK: Das neoliberale Fürsorgeregime macht auf jeden Fall deutlich, dass alles das, was früher im Begriff der Liebe verkapselt war, heute gekauft werden kann oder muss. Ich denke allerdings nicht, dass das, was gerne als »Gabe« in der Sorge bezeichnet wird, also die Tatsache, dass hier auch etwas geschenkt wird, also Aufmerksamkeit, Zuwendung oder ›ein Ohr‹ notwendigerweise verloren gehen muss bei der Umstellung vom Liebesdienst auf die Dienstleistung. Vielmehr ist es so – und das ist auch gut erforscht – dass Pflegekräfte eine kognitive Dissonanz erleben, weil sie ihrem pflegerischen Ethos unter den herrschenden, zunehmend verschärften Arbeitsbedingungen nicht Folge leisten können. Die Sorgetätigkeiten werden durch ein groteskes Zeitregime, was natürlich eine Form der Rationalisierung ist, zunehmend des Beziehungshaften entkernt (hierzu: *Die Feministische Autorinnengruppe*). Alten- und Krankenpflege wird taylorisiert, also in Handgriffe zerlegt und kann deshalb auch teilweise Robotern überlassen werden. Ich habe allerdings in die andere Richtung noch gar nicht nachgedacht: Gibt es dann auch bald Elternroboter? Man sieht da zumindest, dass Lebensanfangssorge tendenziell etwas anderes ist als Lebensendesorge, aber auch, dass es Anteile an Sorge gibt, die beim besten Willen nicht kommodifiziert werden können.

AP: Das Konzept der Gabe weist auch noch über den zwischenmenschlichen Bereich hinaus auf die Lebendigkeit der menschlichen Natur und steht für die Frage nach der Ermöglichung von Leben überhaupt. In der Neuzeit und Aufklärung hat man es sich in weiten Teilen abgewöhnt, sich mit »Wundern« oder nüchterner formuliert, mit nicht gänzlich funktional reduzierbaren Aspekten sozialer Praxen, zu befassen. Lieber interessieren wir uns dafür, wie die Welt funktioniert und wie wir uns darin angenehm einrichten können, während sich die Sorge darauf beschränkt, dieses Wissen den Nachkommen weiterzugeben.

Es wird aber immer deutlicher, dass dieses rationale Modell ein Ablaufdatum hat. Es stellt sich daher die dringende Frage, mit welchen »Gaben« kommende Generationen »begabt« werden sollten.

JW: Anna, du hast dich insbesondere mit dem Cura-Mythos beschäftigt. Kannst du bitte erläutern, um was es sich dabei handelt? Inwiefern lässt uns die Auseinandersetzung damit einen anderen Blick auf die pädagogische Deutung des Geschlechterverhältnisses werfen?

AP: Unter den Hunderten kurzer *fabulae*, die dem römischen Mythographen Hygin zugeschrieben werden, ist der Cura-Mythos ein besonderer. Die Menschen zeigen sich darin als von Cura – der Personifikation der Sorge – erschaffene Wesen. Die Geschichte lautet kurz erzählt so:

Als Cura über einen bestimmten Fluss ging, sah sie tonhaltiges Erdreich. Sinnend nahm sie davon ein Stück und begann einen Menschen zu formen. Während sie darüber nachdenkt, was sie geschaffen hat, tritt Jupiter hinzu; ihn bittet Cura, dass er dem geformten Stück Ton Geist gebe, was Jupiter ihr gerne gewährt. Als sie aber ihrem Gebilde nun ihren Namen geben wollte, verbot das Jupiter und verlangte, dass es nach ihm benannt werden müsse. Während Cura und Jupiter über den Namen stritten, erhob sich auch Tellus und sagte, dass das Gebilde nach ihr benannt werden müsse, da es aus Erde gemacht sei. Die Streitenden nahmen Saturn zum Richter, der den Streit mit folgendem Urteil schlichtete:

Jupiter, weil er den Geist gegeben hat, soll bei seinem Tode den Geist zurückerhalten; Tellus, weil sie den Körper geschenkt hat, soll den Körper bekommen. Weil aber Cura dieses Wesen zuerst gebildet hat, so möge sie es, solange es lebt, besitzen. Weil aber über den Namen Streit herrscht, so möge es *homo* heißen, da es ja aus Humus gemacht ist.

Es fällt auf, dass Cura den ersten Menschen aus Ton bildet und danach Jupiter bittet, die Form zu beleben. Im Sinne der Schöpfungsgeschichte stellt Cura eine *Vereinigung* her. Sie führt die beiden diametralen Aspekte, durch die das Menschenleben als eine Verbindung von Körper und Seele definiert wird, zusammen: Materialität und Geistigkeit. Das Konglomerat aus tellurischer Gewichtigkeit und der geistigen Leichtigkeit Jupiters verdankt sich den kreativen und beredsamen Bestrebungen von Cura. Aber trotz der Verbindung von Körper und Seele, wie sie Cura herstellt, kann der Saum, der sie beide zusammenhält, kaum verkleidet oder verdeckt werden. Jeden Augenblick kann die Naht reißen.

Der Ursprung der Menschheit basiert also auf der zeitlichen Aufhebung einer auch weiterhin bedrohlichen Spaltung. Wohlweislich unterstellt Saturn in seinem Urteil daher das menschliche Leben der Autorität der Sorge.

Interessant an dieser Erzählung ist, dass es sich um eine Genesiserzählung handelt, in welcher die Sorge zum Lebensprinzip der Menschen erklärt wird und das Verhältnis zu Cura dabei auffällig ohne

patriarchale Strukturierung bzw. Bezugnahme auf eine geschlechtliche Differenz artikuliert wird.

Menschliche Existenz wird als fragil verfasst verstanden und menschliches Leben erweist sich existentiell auf Sorge angewiesen. Im Unterschied zur Fabel müssen wir aber in einer Welt ohne Götter und Göttinnen zurechtkommen. So gesehen sind wir Menschen solange wir leben immer auch Sorgenkinder, die alle quasi elternlos sind. Wie verwaiste Geschwister sind wir letztlich darauf angewiesen, dass wir uns gegenseitig umeinander kümmern.

JW: An diesem Punkt stellt sich die Frage, wie ein ›umeinander kümmern‹ – diese Sorge – im menschlichen Zusammenhang aussehen kann. Welche Utopien (und vielleicht auch Dystopien) würdet ihr im Kontext von Sorge und Gesellschaft bzw. Sorge und Pädagogik aktuell nennen? Welche Möglichkeiten, Grenzen und Risiken gehen mit ihnen einher?

FK: Ich würde hier gar nicht von Utopien sprechen wollen, denn es geht um Notwendiges, Lebens-Notwendiges: Cura ist das, was den Menschen lebenslang zusammenhält – am und im Leben erhält – und das muss krisenfest gesichert sein. Es geht um eine notwendige Re-Definition von gelebter Staatsbürgerschaft und demokratischer Praxis. Sorge ist ein Menschenrecht und Bürger:innenrecht. Care müsste in der Form eines subjektiven positiven Rechts formuliert werden (griffig auf Englisch): *the right to provide and receive care*. Bürgerlichkeit hieße dann, bürgerliche Freiheiten gesetzlich verbrieft zu haben, aber eben auch soziale Rechte. Wohlfahrtsstaaten müssten also nicht nur die Beziehung von Staat und Wirtschaft (die eine Seite der oikonomia), sondern auch die von Staat und Sorge (die andere Seite der oikonomia) im Sinne der allgemeinen Wohlfahrt regulieren.

Auf der Ebene des Individuums bedeutete dies Zeitsouveränität durch Existenzsicherheit.

Es mangelt auch überhaupt nicht an Ideen und Konzepten. Konkrete Vorschläge zu einer *caring society*, einer »fürsorglichen Demokratie« (*Joan Tronto*) sind theoretisch wie praktisch von vielen Seiten entwickelt worden; ich nenne hier nur die 4-in-einem-Perspektive von *Frigga Haug* als Beispiel. Es werden je vier Stunden pro Tag veranschlagt für Erwerbsarbeit, Fürsorge, persönliche Entwicklung und politische Partizipation.

Es scheint eher so, als seien eine wirksame politische Gestaltungsmacht und konkrete Durchsetzungsmöglichkeiten blockiert und deshalb erscheint eine zivile Gewährleistung des Lebensnotwendigen schon utopisch.

AP: Dem kann ich mich nur anschließen. Zugespißt: Sorglosigkeit kann kein erstrebenswerter Zustand sein. Hinter einer »privilegierten Verantwortungslosigkeit« (*Joan Tronto*) verbergen sich unzählige Tätigkeiten von anderen Menschen, die sich kümmern und sorgen (müssen). Für die Kontinuität der Welt im Sinne eines guten Lebens muss Sorge von allen gemeinsam getragen und geleistet werden; wir können es uns gar nicht leisten, darauf verzichten zu wollen.

Literatur zum Weiterlesen

- Arendt, Hannah (1994): »Die Krise der Erziehung«, in: dies., *Zwischen Vergangenheit und Zukunft. Übungen im politischen Denken I*, München: Piper, 255–276.
- Dietz, Mary G. (1991): »Hannah Arendt and Feminist Politics«, in: Mary Lyndon Shanley/Carol Pateman (Hg.), *Feminist Interpretations and Political Theory*, Cambridge: Polity Press, 232–252.
- Federici, Silvia (2020): *Aufstand aus der Küche. Reproduktionsarbeit im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution*, Reihe Kitchen Politics Band 1, Münster: edition assemblage.
- Feministische Autorinnengruppe (2013), »Das Theorem der Neuen Landnahme: Eine feministische Rückeroberung«, in: *Denknetz*, Jahrbuch 2013, 99–118. (Die Feministische Autorinnengruppe ging aus der Autorinnengruppe Feministische Ökonomie hervor und besteht aus Tove Soiland, Ina Müller, Iris Bischel, Monika Maurer, Silvia Amsler, Susanna Johannsen, Susanne Dohrmann).
- Gilligan, Carol (1993): *Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau*, München: Piper. (Den damaligen Stand der Kontroverse in der deutschen Rezeption dokumentiert Nunner-Winkler, Gertrud (Hg.) (1991): *Weibliche Moral. Die Kontroverse um eine geschlechtsspezifische Ethik*, Frankfurt a. M.: Campus)
- Haug, Frigga (2022): *Die Vier-in-einem-Perspektive. Politik von Frauen für eine neue Linke*, Hamburg: Argument Verlag.
- Irigaray, Luce (1989): *Genealogie der Geschlechter*, Freiburg. i.Br.: Kore. (Irigaray behandelt das Thema einer weiblichen Genealogie auch in anderen Schriften.)
- Kuster, Friederike (2020): »Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten oder Wir können das, was wir unterschätzen, nicht wirksam zerlegen«, in: Edgar Forster/Friederike Kuster/Barbara Rendtorff/Sarah Speck (Hg.), *Geschlecht-er denken. Theoretische Erkundungen*, Opladen u.a.: Barbara Budrich, 14–53.
- »Mailänderinnen« gemeint: Libreria delle donne di Milano, der älteste Frauenbuchladen in Italien und zugleich der Name des feministischen Frauenkollektivs, das ihn 1975 in Mailand gegründet hat. Das Kollektiv hat mehrere Schriften veröffentlicht.

- Ruddick, Sara (1995): *Maternal Thinking: Toward a politics of peace*, New York: Ballantine.
- Tronto, Joan (2000): »Demokratie als fürsorgliche Praxis«, *Feministische Studien*, Extra, 2000, 25–42. (Tronto hat die Thematik in mehreren Publikationen behandelt.)
- Tronto, Joan (1993): *Moral boundaries: a political argument for an ethic of care*, New York: Routledge.
- Hyginus & Marshall, Peter K. (Hg.) (2002). *Fabulae*, Stuttgart: B. G. Teubner.
- Soiland, Tove: (2016): »Die mütterliche Gabe hat keine symbolische Existenz. Interview mit Tove Soiland«, in: Maja Dolderer/Hannah Holme/Claudia Jerzak/Ann-Madeleine Tietge (Hg.), *O Mother, Where Art Thou? (Queer)Feministische Perspektiven auf Mutterschaft und Mütterlichkeit*, Münster: Westfälisches Dampfboot, 203–213.